

Saridin.

Eine japanische Geschichte von H. Schulz und P. Tafel.

Copyright, 1897, by the authors.

(Fortsetzung.)

Es war Saridin gelungen, Sarina seine starke Ordnungsliebe einzuführen. Kein Tadel wurde je über das von dem Paare bewohnte Quartier laut. Wenn Saridin ermüdet vom Exercieren oder Wachtdienst zurückkehrte, konnte er gemächlich ein kühles Bad in dem vorbeischießenden Strome nehmen und sich dann auf seinem Lager der Ruhe hingeben, mit der Zuversicht, daß, wenn er nach einer Stunde erwachte, seine Ausrüstung, schon gepulvert, in besser Ordnung sein würde liegen würden. Sarina verlebte Anfangs mindestens ein Solbatenquartier durch Waschen für die europäischen Unteroffiziere der Compagnie und durch das Baden von Knechtchen, eine Art süßen Gebäcks, das von den Eingeborenen sehr geliebt wird.

Saridin's Erhöhung zum Unteroffizier gab ihr den Titel Njahi Serriant (Frau Sergeant) und ihr Sattel bestand daraus, daß sie das Waschen und Kochen für ihren Baron von anderen Weibern besorgen ließ und sich mit der Oberaufsicht begnügte.

Mit Saridin's Einfluß bei den Mitgliebern seiner Compagnie stieg auch zugleich derjenige Sarina's bei dem weissen Contingent. Alle kleinen Feindschaften, welche tagtäglich unter den dunkelhäutigen Damen der Garnison vorkamen, wurden von ihr zu deren Zufriedenheit geschlichtet. In ersteren Angelegenheiten, wobei Eifersucht oder Intrigue die vorherrschenden Leidenschaften waren, spielte Saridin gewöhnlich den Vermittler und nur selten wurde seine Entscheidung nicht als endgültig angesehen und an den Offizier du jour appelliert.

3. Kapitel.

Die Braunen und die Schwarzen.

Saridin war nicht länger ein Kuli, ein bloßes menschliches Lastthier. Er hatte gelernt zu denken, zu beobachten, die er sich im Dienste erworben hatte, trieben ihn an, über Mangelnde nachzudenken. Der Unterschied in der Behandlung europäischer und afrikanischer Soldaten hatte sich ihm frühzeitig aufgedrängt und Anfangs hatte er sich mit dem Schluß zufriedengegeben, daß der Unterschied in der Hautfarbe für die bessere Löhnung und die größeren Rationen dieser weißen Kameraden verantwortlich zu machen sei.

Es konnte nicht gelegentlich werden, gab er zu, daß die Japanen im Vergleich mit den Europäern ein thörichtes und unwissendes Volk sind; doch seine Landesteile wurden nicht ewig auf dieser Stufe bleiben und manche alten, eingeborenen Soldaten berichteten ihren Dienst sogar besser als ihre weißen Brüder. Die Eingeborenen erhielten kleinere Rationen als die Weißen. Warum? War es, weil der japanische Kuli (Zugelöhrer) zu schlecht bezahlt wurde, um täglich Fleisch essen zu können? War es, weil alle europäischen Soldaten auch der ihrem Eintritt in das Heer an gute Kost gewöhnt waren? Auch die Japanen aßen gern Fleisch, welches ihren Körper kräftiger und widerstandsfähiger gegen Strapazen machte. Doch warum wurden die Europäer besser als die Eingeborenen besoldet? Dienten sie nicht denselben Könige und demselben Lande? Trugen sie nicht dieselbe Kotarbe und dieselbe Uniform? Hatten Delinquenten nicht die gleiche Strafe zu erwarten? Sollten sich dann auch nicht die Belohnungen gleich sein? Waren etwa die Japanesen dem Feuer des Feindes weniger ausgesetzt? Drangen Jungen und Kräfte nicht mit derselben Leichtigkeit durch weisse als durch braune Haut? Warum erhielt Sergeant Viermann, der sich doch weniger herbeizugewandt hatte als er, den Willems-Orden, und nicht auch er? Betrat er, Saridin, sich

vielleicht zweimal wöchentlich, mißhandelte er seine Frau oder wurde er jemals vom Provost bestraft? Und doch, wenn Viermann vorbeiging, mußte sich jeder Soldat erheben und grüßen und die Wachen das Gewehr wie vor einem Offizier zu präsentieren. Doch Niemand brauchte Saridin Ehre zu erweisen, obgleich er die silberne Medaille für Tapferkeit und Treue auf der Brust und den Ehrenorden an der Seite trug. Warum diese Discrimination? Dergleichen Gedanken füllten den Samen der Unzufriedenheit in seinem Herzen und erhöhten das Gefühl unterdrückten Ehrgeizes und unverbienter Vernachlässigung.

Hatte Saridin die weit auseinandergehenden Gefühle und Meinungen seiner holländischen Herren bezüglich der ihnen braunhäutigen Unterthanen in Ost-Indien gebührende Behandlung gekannt, würde er sein Loos mit Entsaugung, wenn nicht mit Zufriedenheit, ertragen haben.

In den fernen Niederlanden ertönte die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit in nicht mißzuverstehender Weise aus einzelnen Propheeten, welche mit den Verhältnissen in den Colonien vertraut waren und die Befähigung der Japanen, eine höhere Stufe der Cultur zu erklimmen, falls ihnen eine Gelegenheit zu freier Entwicklung geboten wurde, verkündigten.

Nach einem glücklichen abgelaufenen Feldzug ins Innere von Sumatra ward das Bataillon, bei dem Saridin diente, in Redong-Kebo stationiert, wo eine Batterie, Artillerie und ein weiteres Bataillon Infanterie, aus von Afrika importierten Negern bestehend, in Garnison standen. Das Lager wies ein buntes Gemisch von Rassen und Stämmen, von denen jede eine andere Sprache redete, auf. Die Baracken der Europäer standen neben jenen der Eingeborenen auf der Insel Madura. Hinter diesen standen die Quartiere der Japanen, Negers und Amboinesen. Während der heißen Tagesstunden, von 10 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags, in denen die Truppen in Folge der großen Hitze die Kasernen nicht verlassen dürften, erschall das Lager von einem Gesangs-Potpouri in einer Unzahl Sprachen. An einer Stelle hörte man die kurzen, kräftigen Klänge der Schwarzen; an anderen, die tiefen Stimmen der Madureesen und die melancholischen und einschläfernden Weisen der Japanen und hier und da bekannte europäische Melodien. Alle diese Truppen unterschieden sich nicht nur durch ihre Sprache und Hautfarbe, sondern auch durch die ihnen angebotene Behandlung. Saridin wunderte sich, welche Unterscheidungsklinie gezogen worden war, und die Kräfte der verschiedenen Abtheilungen in Kategorien der Bedienung einzutheilen.

Saridin's Compagnie hatte einen neuen Capitän erhalten. Bei der ersten Inspektion fragte er Saridin, wie er dazu käme, Schuhe zu tragen. Bevor Legierter antworten konnte, wurde ihm befohlen, sich zur Kaserne zu begeben und seine Fußbedeckung abzulegen. Der Capitän hielt sich eben an den Buchstaben des Befehles, welches den Eingeborenen verbot, Schuhe zu tragen. Saridin hatte bereits dreimal die Erlaubniß erhalten, Schuhe zu tragen, welche jedoch von jedem neuen Compagnie-Commandeur regelmäßig wieder annullirt wurde und erst nach wiederholten Bittgesuchen seitens Saridin's wieder erneuert wurde.

Eines Abends fand er mit einem hochblonden Negers aus Süd-Afrika, Kibjektu mit Namen, auf Wache. Ein Paar Schuhe verhielten die großen, plumpen Füße des Schwarzen, während Saridin barfuß ging. Dunkelheit hatte sich über die Thäler gelagert und beschattete schon die naheliegenden Gebirgsspitzen. Die Kalongs (fliegende Frösche) flatterten mit ihren großen Flügeln durch die Luft. Mücken von Mosquitos und Leuchtfliegen erfüllten die unberegte Atmosphäre mit schwirrenden und summenden Geräuschen und Lichtpunkten. Der von einer in einem naheliegenden Kampong gefeierten Hochzeit herrührende Lärm verflummte gegen Mitternacht, nach welcher ein sich verlassender dunkler Lieber, vor seiner Bambushütte auf den Rücken liegend, mit den Augen auf die silbernen Sterne gerichtet, zum seltsamen Concert der Dschungel-Welt die menschliche Begleitung in der Form eines melancholischen Gesanges zum Lobe der Tugenden seiner Geliebten lieferte.

„Giebt es Kalongs in deinem Lande?“ rebete Saridin Kibjektu an.
„Ich weiß es nicht“ antwortete der Schwarze.
„Erinnerst du dich nicht deiner Geburtsstätte?“
„Ja wohl.“
„Wie hieß dieselbe?“
„Das weiß ich nicht.“
Nach einer kurzen Pause frag Saridin den Afrikaner:
„Tragen die Menschen in deiner Heimath Sarongs?“
„Nein, sie geben nackt.“
„Hat dein Land Aehnlichkeit mit Java?“
„Nein.“
„Ist es flach oder hügelig?“
„Es giebt so hohe Berge dort, daß, wenn ich nach deren Spitzen schauen

wollte, mir die Kappe vom Kopfe fallen würde“ belehrte ihn Kibjektu.

Saridin dachte bei sich, daß die Berggipfel Afrika's gewiß sehr hoch sein müßten, da er selber noch in seine Kappe verloren hatte, wenn er nach den Spitzen seiner heimatlichen Vulkanen schaute.

„Ist es wahr, daß Menschen in deinem Lande geschlacht werden?“ frag Saridin weiter.

Der Afrikaner verzog sein Gesicht zu einem Grinsen, welches seine bleichend weißen Zähne in den Vordergrund schob, und sagte:

„Gewiß, bei Festen trinken wir deren Blut.“

Saridin bemerkte das Funkeln wilder Begierde in des Negers Augen, doch rührte ihn die Erzählung der auf dem schwarzen Kontinent verübten Greuelthaten wenig, da er öfters ähnliches aus dem Munde seiner schwarzen Kameraden vernommen hatte. Auf sein Lieblings Thema zurückkommend, frag er Kibjektu:

„Was veranlaßt dich, in holländische Dienste zu treten?“

„Ich weiß nicht.“

„Das weißt du nicht?“ rief Saridin in einem Tone gelinden Erstaunens aus.

„Nein.“

„War dein Vater Soldat?“

„Er erinnere mich meines Vaters nicht. Ich war vierzehn Jahre alt und hütete das Vieh, als Männer mit drei Einschnitten auf der Stirn, Männer mit anderen Namen als unsere, nach unserm Dorf kamen. Die Leute unseres Stammes haben alle zwei Einschnitte auf der Stirn. Hier, eins, zwei.“

Dabei zeigte der Negers auf die tiefen Schrammen in seinem Gesicht, welche einst den Stamm, zu dem er gehörte, andeuteten.

„Und dann?“ forschte Saridin weiter.

Die Männer des anderen Stammes griffen unermüdet unter Dorf an. Unser Stamm war gewöhnlich der Härtere gewesen, doch dieses Mal wurden wir übertrumpft und unsere Männer wurden getödtet und ihr Blut vom Feinde getrunken. Ich und viele Andere wurden zu Gefangenen gemacht und mußten alle Tage nach Westen laufen, alle Tage, drei Jahre lang.“

Während der Negers seine Schicksale erzählte, hatte er nach und nach seine Stimme zu einem fast schreienden Tone erhoben, bis Saridin ihn erinnerte, daß sie auf Wache ständen. Der Negers dämpfte seine Stimme und fuhr fort:

„Wir erreichten endlich das Meer bei Olmina, wo die Leute des anderen Stammes Kleider und Rum, viel Rum, erhielten, und wir uns in das Fetz begeben mußten, während die Anderen zurückkehrten. Ich bekam Kleider und Schuhe, konnte aber nicht laufen, nur gehen und zwar sehr langsam.“

Hierbei schmitzte der Schwarze den schleppenden Gang eines Wilden, welcher zum ersten Male Schuhwerk trägt, nach.

„Und dann?“ frag Saridin.

„Dann kam ein Schiff und nahm uns mit.“

„Weit fort?“

„Ja, sehr weit fort, einhundert, zweihundert, dreihundert Tage.“

„Zu den Waffen!“ rief der Wachtposten. Das Erscheinen des Kapitän's der Wache unterbrach die Unterhaltung und nachdem die Inspektion vorbei war, zog sich Kibjektu nach seinem Lager zurück, um zu schlafen.

„Solche Menschen“, sagte Saridin zu sich, „werden auf die gleiche Stufe mit Europäern auf Java gesetzt, welche Schuhe tragen und bessere Rationen als die japanischen Soldaten erhalten. Die Japanen trinken doch kein Menschenblut und laufen nicht nackt wie die Negers in ihrer Heimath herum. Die Japanen haben wenigstens einen Begriff von Moral und Menschenwürde. Warum erhalten die „Schwarzen Holländer“ den Vorzug vor den Japanen? Weil sie nicht hier zu Hause sind? Unberechtigt.“

Saridin's Stimmung war gedrückt. Die christlichen Amboinesen, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, ein Volk von derselben Farbe und demselben Stamme wie er, werden höher als die Japanen gestellt. Doch ein Grund, obgleich nicht mit der von den Holländern proklamirten Religionsfreiheit im Einklang stehend, konnte dafür gefunden werden. Die Amboinesen, dachte er, waren unter allen malayischen Stämmen die ersten gewesen, die zum Christenthum bekehrte wurden, und wurden deshalb auf gleichen Fuß mit der Europäer gestellt. Doch die Afrikaner waren jedoch auch keine Christen bei ihrem Eintritt in das Heer. Sie wurden als Sklaven in ihrem eigenen Lande verkauft und doch höher geachtet als die Bewohner der japanischen Kampongs, welche aus eigenem Antrieb sich zum Militärdienst meldeten. Und die Haut eines Afrikaners war ja viel dunkler als die eines Japanen. Nein, die Hautfarbe konnte nicht das von den Weißen bei der Schätzung des Wertes der Menschen angebotene Maß sein.

Doch Saridin hatte sich vorgenommen, das ihn qualende Dilemma zu beseitigen.
„Wenn ich auch Christ würde“, dachte er, „wenn ich den Glauben an Allah abschwürte, was würde es mir nützen? Die Weißen begünstigen die Amboinesen nicht weil sie Christen sind, sondern weil sie auf Amboine geboren sind, während die Japanen den niedrigen Rang unter den Soldaten einnehmen. Verflucht sei das Schicksal, welches mich Kibjektu werden ließ!“

Saridin mußte nicht, daß der Zufall allein die Amboinesen begünstigt hatte. In früheren Jahren, als Amboina noch die Hauptstation der holländisch-Ostindischen Compagnie war, erhielten die Missionäre alle mögliche Unterstützung seitens der Regierung, um die muhammedanische Bevölkerung Amboina's zu veranlassen, den Koran mit der Bibel zu vertauschen. Alle Konvertiten wurden mit Lebensmitteln versorgt und erhielten die Erlaubniß, europäische Kleidung tragen zu dürfen, was gleichbedeutend mit völliger persönlicher Freiheit war. Der Ueberlieferung zufolge sollen die Amboinesen von einem so plötzlichen und mächtigen Drama, den christlichen Glauben anzunehmen, erschrocken worden sein, daß sie in großen Scharen nach den Missionen eilten, um sich taufen zu lassen. Da ein separater Verkauf für jeden dunkelhäutigen vorausgeschickten Christen zu umständlich gewesen sein würde, wurden die Amboinesen Scharenweise verkauft.

Die Amboinesen erkaufen sich bis auf den heutigen Tag der durch ihren frühen Uebertritt zum Christenthum erlangten Vortheile über die Eingeborenen der übrigen Inseln. Ein Javane, der nach Ablauf seiner sechsjährigen Dienstzeit einen weiteren Termin ansetzen wollte, glaubte in seiner naiven Unkenntniß der bestehenden Ordnung, daß seine ehrenvolle Laufbahn ihn berechtigte, als Amboine in das Heer wieder eingereiht zu werden. Man sagte ihm, daß einmal ein Javane, nach einer bleiben müßte. Diese stiefmütterliche Behandlung verdroß ihm, er lernte nach seinem Kampong zurück und die Regierung verlor die Dienste eines treuen, überlässlichen, geschickten und halbcivilisirten Mannes.

4. Kapitel.

Die Reuterei.

Der Schrei eines Nachtvogels unterbrach Saridin's Betrachtungen. Er wurde aufmerksam und als der Schrei wiederholt wurde, ging er nach der anderen Seite des Wachtbühnens. Seine schwarzen Augen erspähten die Gestalt eines Mannes, die am Fuße eines Njamar-Baumes saß. Vorsichtig schlich er sich näher, frag er:

„Giebt es etwas Neues drüben, Saridin?“

„Nawohl.“

„Ich hatte also Recht. Was ist's?“

„Niemand schläft im Lager der Schwarzen Holländer.“

„Alah!“

„Man hört viele Stimmen auf einmal. Die Schwarzen Holländer können nicht leise reden.“

„Hast du Alles verstehen können, Saridin?“

„Nicht Alles, denn sie reden in ihrer Heimathsprache. Als die Gewehre von ihren Stützen genommen wurden.“

„Die Gewehre? Verstehe ich recht?“

„So ist es, Saridin. Als die Gewehre heruntergenommen wurden, sagte Njahi Bchaffi zu ihrem Manne: „Lobe nicht, Bchaffi!“ doch dieser donnerte ihr zu: „Schweige, Weib, der Kapitän muß sterben!“

„Und Kibjektu?“ fragte Saridin etwas besorgt.

„Kibjektu will nicht mitthun.“

„Ich dachte es mir.“

Njahi Kibjektu wurde befohlen, fuhr Saridin fort, „ihren Mann von der Wache zu holen, doch sie weigerte sich. Als Bchaffi verurtheilt, sie zu schlagen, zog sie ihr Rapiermesser und schlug ihm: „Verflucht es nur, mich zu schlagen!“ worauf Viele riefen: „Nicht schlagen, Sergeant! was kommt darauf an?“ Andere riefen: „Njahi Kibjektu ist furchtlos!“

„Höre wohl auf meine Worte“, versetzte Saridin. „Eile zur Wohnung des Kapitän's, laß ihn wachen und sage ihm, daß die schwarzen Holländer am Laufen (meutern). Wede dann alle Japanen auf und sage ihnen, sie müßten sich bewaffnen.“

Sarina hatte wie ihr geheißen und Saridin eilte nach dem Wachtzimmer, wo er sich des Patronenlagers versicherte. Er wedte dann behutsam seine japanischen Kameraden auf und winkte ihnen zu, so geräuschlos wie möglich ihre Waffen zu sich zu nehmen und ihm zu folgen.

Vor den Baracken der Negers bewegten sich einige dunkle Gestalten. Der Eingang zu ihrem Lager war durch eine Anzahl Männer versperrt.

„Wer da?“ rief Saridin mit lauter Stimme der nächsten Gestalt zu.

Ein wilder Schrei war die einzige Antwort.

„Wer da?“ wiederholte Saridin, den Reutereim im Lauffschritt sich nähernd. Alle Negers außer einem zogen sich zurück, als sie den furchtlosen Saridin antommen sahen. Bchaffi, einer der Häupterführer, hielt Stand, nahm Saridin mit seiner Spitze auf's Korn und schob. Saridin hörte die Kugel an seinem Ohr vorbeischießen und befahl seinen Leuten zu feuern. Sieben Schüsse trafen gleichzeitig durch die stille Nachtluft und die Japanen luden ihre Gewehre und drangen weiter vor.

Bchaffi schwamm in seinem Blute und seine Kameraden hatten sich in ihr Lager geflüchtet und andere in die Büsche. Saridin kam mit seinen Leuten fast zur selben Zeit beim Eingang zum Lager der Reuterei an und schloß die Thüre hinter ihnen zu. Jeder Augenblick eilten andere japanische Soldaten, durch Saridin alarmirt, herbei. Noch bevor die Offiziere auf der Wachtfläche erschienen, waren die Negers vollständig von Truppen umzingelt. Ein General-Alarm wurde so bann abgegeben und die ganze Garni-

son trat unter die Waffen. Die afrikanische Compagnie mußte sich übergeben. Beim Appell fehlten siebenunddreißig Mann, welche sich in die benachbarten Büsche geflüchtet hatten und sich erst, nachdem zehn von ihnen gefangen waren, übergaben.

Saridin, dessen energisches Einschreiten der Aufstand im Keime unterdrückt hatte, wurde zum Secondelieutenant befördert und nach einem anderen Bataillon versetzt.

Die Offizierspauletten dienten nun seine Schultern, die Orange-Schärpe wand sich um seinen schlanken Körper und zielliche Schuhe hüllten seine kleinen wohlgeformten Füße ein. Die übrigen Offiziere gaben ihm die Hand und wünschten ihm glückliche Reise. Ein Diener nahm sich mit einem Sattelreißer und Saridin machte sich auf den Weg, Sarina, welche ihm vorausgeritt war, einzuholen, um dann die Reise nach Weltevreden, seinem neuen Wirkungsstreife, gemeinschaftlich mit ihr zu machen.

5. Kapitel.

Enttäufung.

Als Offizier ergina es Saridin nicht besser, im Gegenheil, er bekam im besten Maße die Nachteile, als Javane geboren zu sein, zu fühlen. In wenigen Jahren schwand mit dem Glanz seiner Pauletten auch der Reiz in seinem Avancement. Er überlegte sich, daß die Regierung den Offizier noch stiefmütterlicher als den gemeinen Soldaten behandelte. Gezungen, seinem Range gemäß zu leben, erhielt er jedoch nur den halben Sold seiner europäischen Kollegen. In Folge dessen begnügte sich Saridin, als gewöhnlicher Javane zu leben und nur dann und wann den Offiziersklub zu besuchen.

Er verbrachte seine mühsigen Stunden in Sarina's Gesellschaft auf der hinteren Veranda seines Bambushäusdens. Er hatte sich weit über seinen Geburtsstand erhoben, fand sich jedoch von allem Verkehr mit seinen Gleichen ausgeschlossen. Zwar wohnte ein anderer einbezogener Lieutenant in Weltevreden, der jedoch in Folge seiner Altersschwäche ein halbes Jodot geworden war. An Verkehr mit den eingeborenen Würdenträgern nicht nicht zu denken, da sie ihn, den Parvoine, nicht als ihres Gleichen betrachteten haben würden und selbst, wenn sie sich dazu bequemt hätten, ihn zu empfangen, er doch nicht die Mittel gehabt haben würde, sie ihrem Range gemäß zu bewirthen.

Als Unteroffizier hatte sich Saridin weit glücklicher gefühlt, da er dann wenigstens bis zu einem gewissen Grade geachtet wurde. Als Offizier war er eine Null. Es managte ihm an der für Specielle Kommissionen erforderlichen technischen Bildung, und in Folge seiner Nationalität erachtete man ihn nicht würdig, auf der Hauptwache von Batavia zu dienen.

Ein melancholischer Gemüthszustand bemächtigte sich Saridin's in Folge dieser bitteren Erfahrungen und er verlor nach und nach die Glanzzeit des Geistes, die ihn in früheren Jahren kennzeichnete. Er sah, wie die europäischen Lieutenants avancirten, während sein Dasein einer hoffnungslosen Eintönigkeit verfallen war. Er schloß sich immer mehr von allem Verkehr aus. Misanthropische Gefühle verdrängten ihm die Betrachtung seiner Lage. In einem Anfall von Trübniß zerbrach er seinen Ehrenleiwana und warf seine Medaillen, die Zeugnisse seines Ruhmes und seiner Treue, zum Fenster hinaus. Zuletzt, nach einem ereignislosen sechsjährigen Aufenthalt in Weltevreden, wurde er nach Serobaya versetzt, wo ihn eine Wiederholung desselben einformigen und traurigen Lebens erwartete.

Ein Dampfboot glitt geräuschlos durch die stillen und phosphoreszirenden Fluthen der Java-See. Das silbrige Streuz schimmerte in seiner ganzen Pracht am südwesentlichen Himmel. Balsamische Dufte weichen von den ewiggrünen, gemürzten Inseln. Es war tief in der Nacht und Alles war ruhig an Bord. Sarina schlief friedlich in ihrer Kabine. Saridin sah nicht am Geländer auf dem hinteren Verdeck und starrte auf das leuchtende Meer. Sein ganzes vergangenes Leben zog an seinem Geiste vorüber. Eine intensive Melancholie erfaßte ihn. Die Eitelkeit und Fruchtlosigkeit aller seiner hebelmühsigen Anstrengungen in früheren Jahren erdrückten sein Gemüth. Seine Willenskraft schwand dahin und seine geliebte Sarina ward für den Augenblick vergessen. Ein Schwindel erfaßte ihn und sein Körper bog sich immer weiter über das Geländer. Die phosphoreszirende See erschien schreien gerührten Augen wie der Widerschein einer besseren Welt. Er verlor das Gleichgewicht, die Wache auf dem Verdeck hörte das Aufschlagen eines Körpers im Wasser und Saridin versank unbeachtet unter der glatten und stummen Oberfläche der Java-See.

Am folgenden Morgen standen einige Passagiere feuchten Auges vor der Kajüte einer unglücklichen Frau, welche ihre Kleider zerriß, ihre Glieder verzerrte und den Verlust ihres Gatten mit den wildsten Ausbrüchen untröstlichen Schmerzes beklagte.

(Ende.)

Die Deladen.

(Philosophische Betrachtungen.)

Mißer Ebitol!

Ich hen mei Lebtag immer das Thier geachtet und auch Müßig hen ich geschöbde, wo ich e Thäng hen ich

that, böt ich kann gar net übersehände, was die Zeit heitzutag zusammen-schmiere thue. Wenn man in friehere Jahr in's Thäter oder in e Konzert geganne is, so hen se immer seine Piekes geacht und geacht, wo e Felloch sei Plechön dran bowwe tonnt, änd wenn auch einer sei großer Scheitnik war änd nur e Smatterer von Kullschör änd kommen Senk geacht hat, so hat er doch allemal übersehände könne, was die Mütter war. Einch ich for die Pövers reite thu, hen ich wieder geschloht, in die Buets zu schöbde, böt was man heitzutage sehe änd lese thu, is net e Schuß Pulver werth. Der verbummelte Student meint, ich thät's net übersehände, bitohs das thäten die Moderne sein, wo mit dem alten Konkeh uffräume thäte; das wäre auch die Realisthe, wo alles erstli repräsenthe thäte, wie es gehäpnd wör.

Well, des maq ahl reit sein, böt der Tefel soll mich hole, wenn ich gleiche thu. In eine von die Piekes wo ich e paar Woche zurück geche hab änd wo se „die Weber“ gekahlit hamwe, hen se e Hund uffgefressen änd einer von die alte Peris is noch ill geworde, bitohs des Dimer war for en zu rittsch. Das nenne die Zeit heitzutag Poetrie.

Ich hen geche, daß Goethe gelit hat, wo so e lebendige Hund uff die Stäblich bringe mochte, böt jehz schleife se noch e tode Hund druff änd denn sage se noch es wör sein. Wenn ich die Poems von Schiller lese thue, denn thu ich es endliche iver wenn ich net alles von die aristotische Nemes übersehände thu, böt emper Felloch, wo Senk hat, thu fühle, das is de riell Thing änd wahre Poetrie. Böt was die Moderne änd Realisthe seie, die thue nur ihre Schapsköpp schächte, hmeise änd sage: „Ueberwundener Standpunkt“, änd moche Poems, deß sich Gott erbarme soll. Ich hen die letzte Tag wieder e Ball mit Poetrie getriegt, wo der Fred mit gekouft hat und wo die gesammelte Poems von einem modernen Dichter drin seie. Ich hen nur e paar aelle, denn hen ich das Bud in die Korner geklümme. Da war for In-stanz e Poem, entitelt: „Sehe Liebe“, wo der Moderne zusammengeklümme hat. Darin hat er geritte.

Ein Mann im höheren Alter Und mehr als mittelstet, Der steht am Bahnhofsstallter Und löst sich ein Bilet.

Liebt sich in die Dame Am Schalter, spricht: „Sei mein, Krausutsche is mein Name!“ Die Dame sagte: „Nein!“ Drauf er mit graffen Mienen Seht ihn, legt eins, weil drei Seht draufen auf die Schienen, Da pleißt's, und er ist Drei.

Wend das thue die Zeit nu oPette nenne! Wend denn sage se noch, daß unsere alte Poets in die Puppeltommer müchte, bitohs se wäre überwundener Standpunkt.

Mit die Müst is es noch wörs. Ich rimember noch, wo die deutsche Militärfapelle von Dschörmone getomme is änd Konzerts gegeeve hat. Well Mr. Coiter, wenn die e hieiß Pieß, wie aus dem Freischütz geschwelt hamwe, dann sein den Leute die Thier's budetweis übers Gesicht geloffe, böt hen se dann eine von ihre feine Dänges uffgehubt, dann is es den junge Göls in die Beine gefahre, daß se starkhe sige bleibe tonnte. Das war doch Müstifit. Wend der Kondottor hats aang isse genomme änd gekmeiß änd den Takt geschlage, daß es e Plechör war ihm zuzufude. Böt geche heitzutag mal in eine von die Konzerts! Da hen se meißt auch nur „moderne“ Komposers. Die alte seie net mehr aut genug. Da hamwe se e baut e Dummert Müstifits, e jeder thut bei Main Strength druff löbble änd löstibde; die Felloch in die Kettelblöms thue sich abmochit die Arm ausschläge änd der Kondottor thut for se herum-springe änd herumfuchtele, als ob er die Fittis gekriegt bätt änd e Müstifit made se, daß man net ausfinne kann, ob se schon löpde oder noch thuhne. Böt wenn se fertia seie, dann sage se, es war e Sumpfonte änd war sein änd die Zeit thue applabde, bitohs daß es Schteil is.

Schoßt so schlum is es mit die Pännters von heitzutag. Der Fred meint auch, ich thät net die rechte Ebidie von die moderne Richtuna bowwe. Zeit wäre die meiste Pännters Impresionisthe oder Fellocher. Well, das thue ich wohl glauwe, daß seßell male thue, denn Pittschörs kann des doch feiner net nenne, wenn sie die Kollors faustdid uff den Kannaß schmiere thue, so daß gar tei Mensch net erkenne kann, was e solches Geschmier riphenthe ist. Wo ich den anneren Tag in die Art-Gallerie war, hen se e Pittschör gehett, wo brunner iständ „Rühe uff der Weide“. Well, wenn e halb Döfeng Alere Rühe sein änd e paar grüne Ebidie e Pittschör, denn war es ahl reit, böt wenn sie brunner geschmiere hätte „Spinat mit Eier“, bets bichst so qui gefittet.

Mit die Sulptörs thut es noch angehe, die hen so sehr noch immer in ihre alte Männer weitergeschafft, böt es sollt mich gar net buunere, wenn se huhn e Apoll mit trumme Knie ober e Hunkschödd Venus ausschelle würde. Alles, was trumm änd schief seie thut, belongt heitzutage zu das Moderne, da werde die Sulptörs auch wohl net ausbide. Geht mir doch los mit eure Imprement's änd moderne Ebidias! Ich thue an solch e Humberg net glauwe.